



Dragan Velikić

Das russische Fenster

Roman

Aus dem Serbischen
von Bärbel Schulte

Deutscher Taschenbuch Verlag

Für Sanja



Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Deutsche Erstausgabe

Oktober 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 2007 Dragan Velikić

Titel der serbischen Originalausgabe: »Ruski prozor«

[Stubovi kulture, Belgrad 2007]

© 2008 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer

Umschlagfoto: plainpicture / Onimage

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Bembo 11/13

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24685-9

AUFZEICHNUNGEN AUS DEM LEBEN
EINES KLEINBÜRGERS

Ich bin krank. Da gibt es kein Vertun. Ich, der ich ein Virtuose der Bewegung war, der ich aus einem halben Meter Entfernung unfehlbar mit dem Schlüssel das Schloss erwischte, der an der Kasse im Supermarkt mit der einen Hand nach dem Portemonnaie griff und mit der anderen die eingekauften Sachen in der Tasche verstaute, öffne nun erst beim fünften Versuch die Eingangstür. Ich kann nicht einmal den Gürtel durch die Schlaufen ziehen, ohne mich zu verheddern. Alles fällt mir aus der Hand. Ich stehe wegen etwas auf, was ich im nächsten Augenblick vergessen habe, ich versuche erst gar nicht, einen Faden durchs Nadelöhr zu stecken. Von meinen Pantoffeln trenne ich mich nur, wenn ich das Haus verlasse. Doch auch dann ziehe ich Slipper an, denn Schnürsenkel gehorchen mir nicht. Ich spiele verrückt. Alles dauert schrecklich lange. Ich kann mich auf keine Sache länger konzentrieren als ein paar Minuten. Es ist schon halb zwölf. Heute Morgen habe ich etwa zehn Seiten gelesen und noch mal so viele überflogen. Das Zählen zermürbt mich. Warum muss ich alles auflisten und archivieren? Ich habe heute keine anderen Verpflichtungen und kann auch nachmittags lesen. Doch zuerst muss ich mich irgendwie beruhigen. Soll ich Rachmaninow hören? Wie, wenn die Zeit davonfliegt? Ich würde mich am liebsten in Stücke hacken. Ein für alle Mal sagen: Genug. Ich weiß, Rudi, es ist lächerlich. Aber was hilft's, die Tasten hören nicht auf mich, es ist, als würde ich mit Hufen spielen und nicht mit den Fingern. Selbst wenn ich dirigiere, zittern mir die Hände. Ich rege mich über alles auf. Über absolut alles. Wäre ich nur ein einziges Mal zwei Stunden lang gelassen. Ich bin ein aus-

gebeutetes Bergwerk. Alles zerfällt. Alles. Ich kann mich für keine Sekunde in der Zeit bewegen, ohne dass von irgendwoher Verpflichtungen auftauchen: faule Zähne, ungeschriebene Briefe, schmutzige Wäsche, ungebügelte Hemden, unbezahlte Rechnungen, ungelesene Partituren. Mein rechtes Auge flimmert. Ich werde mich ärgern. Natürlich werde ich mich ärgern, wenn ich doch im Voraus schon weiß, dass ich mich ärgern werde. Früher war es noch schlimmer. Jeden Morgen zum Einkaufen. Ein Korb, gefüllt mit Dingen, die ich nicht brauche. Wie soll man im Voraus wissen, was man braucht? Überhaupt, die Sache mit dem Vorhersehen ist eine Qual. Meine Mutter hat dafür all ihre Energie verbraucht. Und doch ist es ihr nur selten gelungen, etwas vorherzusehen. Denn jeder Versuch ist bereits eine Kontrollhandlung. Warum habe ich mir eine Zigarette angesteckt? Mein Vater hat sich gar nicht erst die Mühe gemacht, etwas vorhersehen zu wollen, Mama hat dies ohnehin für beide getan. Dies ist schon die fünfte Zigarette, und es ist erst Mittag. Einkaufen, den Müll hinunterbringen, das Auto waschen, die Fernsehantenne ausrichten, einen Handwerker beauftragen. All das hat mich verbraucht. Was für ein Glück, dass der Mensch nicht unsterblich ist. Ich würde mich umbringen, wenn es so wäre. Sie glauben mir nicht, Rudi? Ich hab's schon gesagt, alles macht mich verrückt: die Ruhe und die Gelassenheit der westlichen Zivilisation, die Trägheit des Orients. Sollte ich nicht lieber angeln gehen? Doch wie den Angelhaken befestigen? Meine Hände zittern. Ich bin der Triumph allen Irrsinns. Ich bin ein Es. Dieses Es sollte man ganz zertrümmern. Doch zuvor sollte man alle widerspenstigen Dinge zerschlagen, die Regenschirme – sie vor allem, diese falschen Beschützer. Sich aller Dinge entledigen, und dann, mit einer einzigen Bewegung, einem Schuss in den Kopf, sich selbst richten.

Wenn ich den Taktstock hebe, ist das Stimmen der Instrumente beendet. Es ist der Augenblick, in dem alle Blicke auf

mich gerichtet sind. Unter meiner Achsel rinnt ein Schweißtropfen, während mein erhobener Arm mit gemessener Bewegung eine Reihe von Tönen hervorrufft. In diesem Moment höre ich anstatt des Orchesters das Pfeifen einer Lokomotive. Meine Hand setzt die Handbewegung meines Großvaters fort, des Bahnhofsvorstehers in Sicevo. Während er unbeweglich auf dem Bahnsteig steht und auch noch den letzten Waggon in Richtung Niš oder Pirot begleitet, reist seine Gestalt in Hunderten von Versionen durch die Köpfe der ermüdeten Reisenden. Gleichgültig, ob da der Pendlerzug um drei, der Simplon-Orient-Express auf der Strecke Paris–Istanbul oder der Nahverkehrszug nach Dimitrovgrad vorüberfährt.

Sogar den Simplon hat mein Großvater eines Nachts auf dem Bahnhof Sicevo angehalten, damit meine Mutter, meine Schwester und ich den Waggon mit der Tafel ›Sofia–Belgrad‹ besteigen konnten. Eine Minute später ließ das grüne Signal den Zug in Richtung Niš passieren. Jemand sah aus dem Zugfenster, geweckt vom Halt des Zuges in der Nacht. Er sah das kleine, einstöckige Bahnhofsgebäude, doch es gelang ihm nur mit Mühe, den Namen der Ortschaft auf der Anzeigetafel, geschrieben in kyrillischen und lateinischen Buchstaben, zu entziffern, und das auch nur, weil er sich in einem der mittleren Waggons befand. Er sah den Bahnhofsvorsteher und drei Fahrgäste: eine Frau und zwei Kinder. Jene Töne, die es in der Partitur nicht gab, erschienen für einen Augenblick im Raum eines freien Taktes, hervorgerufen im Gesichtsfeld verschlafener Reisender von der unvorhergesehenen Korona des roten Signals, um augenblicklich wieder aus dem Notensystem des internationalen Fernverkehrs zu verschwinden.

Jahre später, ich fuhr für gewöhnlich nachts, fand ich mich vom Halt des Zuges geweckt. Ich genoss die Bewegung meiner Hand, mit der ich den Vorhang vom Fenster schob. Im Schlafwagen legte ich mich stets auf die mittlere Liege, denn sie hatte, was das Fenster betraf, die beste Position. Von ihr aus bot sich ein direkter Blick auf die Reisenden, die über den

Bahnsteig eilten. Hielt der Zug an einem Signal, löste ich das Bilderrätsel eines an der Peripherie gelegenen Platzes: das erleuchtete Fenster an der Fassade eines Gebäudes, die vom Wind bewegten Straßenlaternen, eine Reklame für Mentholzigaretten, gespenstisch beleuchtet durch das orangefarbene Blinklicht einer Ampel. Alle drei Lichtquellen waren Vorboten einer inneren Unruhe. Sie zeigte sich in Gestalt eines nackten Frauenbeins, das auf der unteren Liege unter der Decke hervorlugte. In der Nacht hatte der Schaffner eine Frau in mein Abteil der Touristenklasse eingelassen. Jetzt atmete sie tief und bewegte sich im Traum. Ihrem Atem lauschend schlief ich ein. Als ich im Morgengrauen die Augen öffnete, war ihre Liege leer, als habe niemand auf ihrer Kante gesessen oder das Kissen berührt. Die einzige Lösung des Rätsels bestand darin, dass die Frau, die die Nacht mit mir zusammen im Abteil verbracht hatte, zu einem Bild gehörte, das aus meinem Traum herausgelöst war.

»Es taugt nicht, wenn sich verschiedene Lichtstärken mischen«, pflegte meine Mutter zu sagen. »Ich kannte eine Frau, die in einer dunklen Wohnung über der ›Lotos-Bar‹ wohnte. Das war kurz nach dem Krieg. Bei ihr brannte auch am Tag das Licht. Im Alter erblindete sie fast. Doch auch so, halb blind, hielt sie ihre Wohnung tadellos in Ordnung. Aber wenn du schon die Lampe am Tage anmachst, zieh wenigstens den Vorhang zu, damit sich das Tageslicht nicht mit dem elektrischen vermischt.«

Noch heute ziehe ich den Vorhang zu, wenn ich mir meine Mutter in Erinnerung rufe.

Nur bei völliger Finsternis herrscht vollkommene Ordnung. Durch die geschlossenen Lider dringt Licht. Die Ritzen lassen nicht zu, dass ein ganzer Raum von einer monolithischen Farbe erfüllt ist, die zumindest für den Augenblick die Illusion absoluter Dunkelheit böte, in der jedes Ding seinen Platz hat und jeder Satz sicher ans Ziel führt.

Dennoch schließe ich die Augen und versuche, die Ritzen

loszuwerden. Wenn ich es gut organisiere, wird mir alles gelingen.

Im Dunkeln bin ich gesund.

Die Probleme entstehen mit dem Licht. Nicht nur, dass es nicht gut ist, wenn sich verschiedene Lichtstärken mischen, schon der Widerschein schwacher Glühbirnen bringt Unordnung. Farben erkenne ich erst in der Dunkelheit. Blau verbreitet Frische, ich spüre den Geruch von Jod in meiner Nase. Vielleicht kommt es daher, weil ich am Meer aufgewachsen bin. Gelb betäubt wie Weihrauch. Rot wärmt, und diese Wärme ist so unangenehm, dass sie eine Arrhythmie auslöst. Grün beruhigt. Grau erfüllt mich mit Begierde. Wer würde das von dieser neutralen Farbe erwarten? Tiefe Dekolletés sind im Dunkeln noch tiefer.

Beim Dirigieren schließe ich die Augen. Von Zeit zu Zeit öffne ich sie, um zu sehen, ob die Dinge an ihrem Platz sind. Es gibt keinen Tresor des Traums, in den ich nicht schlüpfte, wenn sich der runde Ton einer Oboe in die Spirale meines Ohrs ergießt. Das Gedächtnis wird von einer erschreckenden Buchführung verwaltet. Ich lese ein und dieselbe Partitur jedes Mal auf eine andere Weise.

Liegt das am Licht?

Und was ist das eigentlich für ein Name? Rudi. Ohne Koordinaten. Als würde man Küche sagen, Fahrrad, Tabaksdose. Es gibt Namen ohne Koordinaten, so wie Philipp, Anna, Fabian, Oliver, Martin, Eva, Konstantin. Das ist immer derselbe Lichtschein, dessen Quelle nicht auffindbar ist.

Möglichkeiten beunruhigen mich. Dauernd muss ich Entscheidungen treffen. Soll ich einen halben oder einen ganzen Löffel Zucker in den Kaffee tun? Soll ich die Zeitung nur durchblättern oder sie ganz durchlesen? Soll ich ans Telefon gehen? Vielleicht das Fenster öffnen? Das Leben vergeht, ohne dass ich mich entscheiden kann. Nichts, was mir zu Ende zu führen gelänge. Möglichkeiten berühre ich nur in Gedan-

ken. Die Welt ist voll von ihnen. Das Unbeweglichsein ist von jeher mein Ideal. Im Rollstuhl sitzen und doch woanders sein. Alle Möglichkeiten gleichzeitig leben, umgeben von Reiseführern, Katalogen, Prospekten, Fahrplänen, Speisekarten. Wie oft schon habe ich, wenn ich in einer Stadt ankam, stundenlang nach einem Hotel gesucht. Und wenn ich endlich ein Zimmer genommen und meine Sachen ausgebreitet hatte, sah ich mich der Frage gegenüber, in welchem Restaurant ich zu Abend essen sollte. Nichts macht mich so unruhig wie die Tatsache, dass sich jemand an meinen Tisch setzt, selbst dann, wenn er das Restaurant zum ersten Mal betritt. Und nicht nur, dass er an meinem Tisch sitzt, nein, er nimmt mir sogar den Gedanken, den ich an diesem Tisch fassen könnte. Gerade dieser Gedanke aber würde mich in eine andere Richtung lenken. Kein Zweifel, der, der an meinem Tisch sitzt, nimmt mir den Tisch, den Gedanken und die Richtung dieses Gedankens. Er nimmt mir mein Leben. Ein ganz anderes Leben, jedenfalls besser als das, das ich lebe. Und doch kontrolliere ich auch diese verpassten Leben. Das ist nicht leicht, mich beunruhigt mein zufälliges Leben, doch gelingt es mir irgendwie, mich nicht zu verlieren und Kontakt zu halten zu all den Leben, die ich versäumt habe. Ich spüre, wie sie an mir vorbeiströmen. Wie parallel laufende Gleise entfernen sie sich voneinander, um sich dann einander wieder zu nähern. An meinem Tisch, in einer leeren Gaststätte. Deshalb ist es wichtig, an einem eigenen Tisch zu sitzen. Dies kann ich nur in einer leeren Gaststätte. Mit Bedacht wähle ich einen Platz, nicht zu nah am Eingang, aber auch nicht am Fenster, woher im Winter die Kälte zieht, im Sommer die Hitze drückt. Dann erwartet mich die qualvolle Auswahl eines Menüs. Die Speisen, die ich mag, sind verstreut zwischen den Speisen, die ich nicht mag. Ich ersinne eine Taktik, mir den Kellner geneigt zu machen, um in meiner Bestellung all das zu vereinen, was ich mag, und zu meiden, was ich nicht mag. Vielleicht ist die wahre Identität auf das Grenzenlose des Versäumten verteilt?

Es gibt von allem zu viel. Das ist das Problem dieser Welt. Deshalb gibt es nur ein einziges mögliches Ende. Die Welt als Warenlager. Denn es gibt dermaßen zu viel, dass man nichts mehr hören, sehen oder lesen möchte. Wenn ich nicht alles kann, will ich gar nichts. Die Geschichte über die Welt ist größer als die Welt selbst.

Meine erste Frau Julia hat sich immer gefragt, was man mir in der Kindheit angetan hat, dass ich so geworden bin. Dabei hatte ich eine glückliche Kindheit, überhaupt glaube ich nicht, dass mein Problem im Erwachsenwerden lag. Darum ging es gar nicht. Ich bin als Erwachsener auf die Welt gekommen. Und sie, sie hat mir gar nichts zu sagen, sie, die in acht Jahren Ehe kein einziges Mal die Absätze ihrer Schuhe hat wechseln lassen, nie einen abgefallenen Knopf wieder angenäht, nie ein Loch im Strumpf geflickt hat. Als ob nicht auch diese Dinge Sorgfalt und Pflege bräuchten. »Gehst du zum Zahnarzt, wenn dir ein Zahn wehtut?«, fragte ich sie. »Trinkst du Wasser, wenn du durstig bist?« Und warum sollte meine Gewohnheit, nicht zu dulden, dass schmutziges Geschirr über Nacht auf dem Tisch steht, eine Anomalie aus meiner Kindheit sein? Nicht, dass ich nicht geübt hätte. Wie oft bin ich zu Bett gegangen, ohne mich um den nach dem Abendessen nicht abgedeckten Tisch zu kümmern. Es kam vor, dass ich einschlief, doch in der Nacht wachte ich stets auf, dann deckte ich leise den Tisch ab und spülte das Geschirr. Was Julia zur Weißglut brachte. So wie mich ihre Gewohnheit, im Bett zu frühstücken, den Verstand kostete. Danach stellte sie einfach Teller und Tasse auf den Boden und umarmte mich. Das Bettzeug voller Kaffeeflecken und Krümel.

Meine zweite Frau war sogar noch ordentlicher als meine Mutter. Sie hieß Jelisaveta. Sie nähte einen Knopf an, sobald dieser etwas locker saß, und kontrollierte die Absätze an den Schuhen. Nie ließ sie es zu, dass sie ganz abgelaufen wurden. Im Küchenschrank waren die Döschen mit den Gewürzen im-

mer aufgefüllt. Jede Speise konnte jederzeit gekocht werden. Taschen und Koffer, mit einem Tuch bedeckt, mit Schlüsseln und kleinen Vorhängeschlössern versehen, ordentlich verstaut in den Innentaschen, warteten auf die nächste Reise. Es gelang ihr, alles vorherzusehen, sich vor jeder Unannehmlichkeit zu schützen. Sie war so vollkommen, dass sie sogar den Müll im Voraus wegwarf. Die Weinflasche war noch nicht geöffnet, da ahnte ich schon, dass ihr Blick, gewinnend und doch irgendwie kalt, diese Flasche bereits zum Glascontainer begleitete. In unserer Beziehung gab es keine Spuren. Sie roch meinen Atem, sah nach dem Schlaf den gelben Kreis auf dem Kopfkissen und wechselte die Bettwäsche. Die Handtücher waren stets makellos sauber. Sie war so ordnungsliebend und ganz ihrer unantastbaren Ordnung hingegeben, dass ich sehr bald die Rolle meiner ersten Frau übernahm. Einmal aß ich ein Sandwich im Bett. Die Proportionen ihrer Zehen waren vollkommen, ihre Fußnägel ebenmäßig. Selbst am kleinen Zeh war die Form des Nagels von klassischer Schönheit. Wissen Sie, Rudi, dieser kleine Zeh hat häufig anstelle des Nagels einen Punkt, eine Art Verdickung, die stört. Und dann erst der ungehorsame zweite Zeh, der, wem dieser Fuß auch gehören mag, mindestens einen Millimeter kürzer sein muss als der große. Es irritiert mich, wenn ich im Sommer einen Frauenfuß in einer Sandale sehe, dessen zweiter Zeh den großen überragt, ungehörig lang, mit einem starken Gelenk, auf Kosten des verkümmerten kleinen Zehs gewachsen. Das Zeichen einer versteckten Aggression.

Jelisaveta sagte immer, dass der Tod nicht schrecklich sei, denn in diesem Augenblick höre die Sorge um die Buchführung auf, ein anderer müsse dann die Formalitäten erledigen, ohne die es keine letzte Ruhe gibt. Und obwohl wir beide erst Ende vierzig waren, entschied sie, eine Grabstätte zu kaufen, um auf alle Fälle vor dem Leben sicher zu sein. Für sie war das Leben unerträglich wegen all der Überraschungen, die an jeder Ecke lauerten. Ständig der Inventarisierung frönend,

zählte sie in Gedanken schon die Kränze auf ihrer Beerdigung. Sie verbuchte alles, von den zufälligen Blicken auf der Straße bis hin zu unseren Umarmungen. Im Scherz vertraute sie mir eines Tages an, dass es eine vollkommene Kontrolle darstelle, sich für eine Masturbation Tantiemen zahlen zu lassen. Jeder, der auch nur in Gedanken ihren Körper benutze, müsse dafür bezahlen.

Ich habe mich lange geweigert, auf den Friedhof zu gehen. Man bot uns eine Parzelle neben der Leichenhalle an. Ihr gefiel die Lage nicht. Sie wollte etwas möglichst weit vom Haupteingang entfernt, in einem abgelegenen Teil des Friedhofs. Vermutlich störte sie die Tatsache, dass es sich um ein umgegrabenes Grab handelte. Irgendjemand hatte Jahrzehnte an diesem Platz gelegen, der jetzt der ihre werden sollte.

Nie benutzte sie in einem Hotel die Handtücher. Wir nahmen unsere eigenen mit. Morgens las sie zuerst die Zeitung. Eines Tages stieß sie auf die Nachricht, dass Fischer in der Nähe von Madagaskar einen vorsintflutlichen Fisch gefangen hätten, von dem man bis dahin angenommen hatte, dass er vor zwei Millionen Jahren ausgestorben sei. Die Möglichkeit eines derart katastrophalen Fehlers erschreckte sie, sie war den ganzen Tag verstimmt.

»Was für eine Dissonanz«, sagte ich. »Zwei Millionen Jahre nach dem Aussterben der Art zappelt der Nachfahre im Fischernetz. Welch wagnerianische Wendung.«

»Wohl eher eine kopernikanische?«

»Eine wagnerianische«, wiederholte ich. »Wagner liebte Tiere. Mit ihnen übte er schon als Kind das komplizierte Spiel der Motive. Kopernikus mochte Obst. Seine ganze Theorie basiert auf dem Apfel, der vom Stamm fiel, unter dem er lag.«

»Es war Newton, dem der Apfel auf den Kopf fiel.«

»Egal. Auch Kopernikus fiel etwas auf den Kopf.«

»Und was war mit Wagners Tieren?«

»Als Kind versteckte Wagner Hasen, Igel, Schildkröten und verschiedene Käfer in den Schubladen seines Schreibtisches.

Er bohrte Löcher in die Rückwand, damit seine Lieblinge atmen konnten ...«

»Ich verstehe nur nicht, warum er sich keine Vögel hielt? Die hätte er nicht verstecken müssen.«

»Vögel wären in jedem Fall zu laut gewesen. Und ungehorsam, gerade weil sie Stimmen haben. Er brauchte keine Stimmen von außen. Er trug sie in sich.«

»Danijel, warum hat er sich nicht für Fische entschieden? Sie sind stumm. Sie hätten alles singen können, was er sich ausdachte.«

Ich ahnte, dass weder die Vögel noch die Fische von Bedeutung waren. Was sie beunruhigte, war die Tatsache, dass Wagner Löcher in den Tisch gebohrt hatte.

Am nächsten Tag kauften wir eine Parzelle auf dem neuen Teil des Friedhofs, bepflanzt mit jungen Bäumen.

»Bis es bei uns so weit ist, können die Bäume noch wachsen.«

Zwei Monate später verunglückte sie auf einem Fußgängerüberweg, im Glauben an die Immunität, die ihr das grüne Licht und das Fußgängersymbol an der Ampel boten.

Ich weiß, Rudi, ich schweife ab, aber es ist sinnlos, irgendeine Ordnung einzuführen. Jede Auswahl ist eine Sünde. Erst jetzt, an den Rollstuhl gefesselt, spüre ich das Pulsieren der Welt, die ganze Üppigkeit, die uns ein Beobachtungsposten wie der meine bietet. Ich bewege mich in alle Richtungen. Alles steht mir zur Verfügung. Ich weiß nicht, warum, aber ich kann es mit Fug und Recht behaupten.

Etwas behaupten, ohne es beweisen zu können? Ich glaube, dass das am verlässlichsten ist. Meine Mutter hat immer gesagt, dass etwas aus mir wird, obwohl sie keinerlei Beweise für meine Außerordentlichkeit hatte. In der Schule habe ich mich nirgends hervorgetan. Alles ging mir gleichermaßen von der Hand. Das war's aber auch. Und doch behauptete Mama, dass ich eine berühmte Persönlichkeit werden würde. Ich lag stun-

denlang auf dem Bett und bereitete meinen Ruhm vor. Später, im Gymnasium, ließ ich nach im Lernen. Da es jedoch nur eine Frage der Zeit war, bis ich berühmt sein würde, bemühte ich mich nicht, etwas zu beweisen, was ohnehin bald zutage treten sollte. Auf dem Schulweg verabschiedete ich mich täglich von den gewohnten Straßen, Fassaden, Auslagen und Menschen, an denen ich vorüberging. Bei Gott, sagte ich mir, sie ahnen gar nicht, wer an ihnen vorübergeht. Sie leben in dieser idyllischen Stadt am Meer, einer Stadt, die auf eine jahrtausendealte Vergangenheit zurückblickt, in einer Stadt, in der Cäsar, Dante, Michelangelo und Casanova gelebt haben. In einer Stadt, in der auch ich lebte. Ich empfand Mitleid für meine Mitbürger, die die einzigartige Gelegenheit verpassten, mit mir Bekanntschaft zu schließen, sich ein wenig mit mir zu unterhalten oder mir wenigstens ein Eis zu kaufen. Eines Tages aber würden sie ihren Augen nicht trauen, wenn sie in der Zeitung lasen, dass ich viele Jahre unter ihnen gelebt habe.

Die Lehrer meines Gymnasiums ahnten nicht, dass es von mir abhing, ob sie in Erinnerung bleiben und ich sie in meinen Memoiren erwähnen würde. Als ich noch Musiklehrer an der Grundschule war, wählte ich die schlechtesten Schüler aus, um die sich meine Kollegen nicht kümmerten, und bedachte sie mit guten Noten. Ich ahnte, dass es auch unter ihnen einen gab, für den bereits ein Platz in jenem Zug reserviert war, und dass er eines Tages in seinen Memoiren meinen Namen erwähnen würde. Ich jedoch fristete mein Dasein wegen eines Fehlers im Fahrplan auch weiterhin auf einer abgelegenen Station, ohne die Hoffnung zu verlieren, bald vom Nebengleis ins internationale Schienennetz zu gelangen. Mein Großvater, der den Simplon-Orient-Express angehalten hatte, war nicht mehr am Leben. Und doch glaubte ich, dass mir die Fernstrecken zugedacht waren. Von meinen Träumereien hingerissen, hörte ich nicht, dass der Lehrer mich aufrief. Und während die ganze Klasse vor Lachen brüllte und der Lehrer ein Mangelhaft eintrug, betrachtete ich abwesend diesen Haufen, der

erst noch seine Zukunft erkämpfen musste, während für mich ein Platz im Zug der Erwählten reserviert war.

Signale geben weite Strecken frei, über die Draisinen, Schienenbusse und Züge irren. Auf den Bahnsteigen entlegener Stationen stehen Bahnhofsvorsteher, in den Wartesälen schlummern Reisende. Mondschein legt die Umrisse einer Weiche frei. Sie wird mich endgültig in die Richtung eines längst wartenden Zuges lenken, der mein wahres Leben sein wird. Dieses Leben sehe ich als eine vollkommene Partitur, in der nicht nur Noten und Pausen, sondern jede Falte, jedes Geräusch und jeder Duft verzeichnet sind. Diese Partitur enthält das Gähnen des Kesselpaukers, die bebenden Lippen der jungen Flötistin, den überraschenden Gedanken, der dem Fagottisten durch den Kopf geht, während er die letzte Notenreihe eines glitzernden Crescendos bläst. In dieser Partitur sehe ich auch das Unsichtbare. Die Welt ist ein unendliches Aquarium. Ich aber gleiche jenem madagassischen Fisch und habe wie durch ein Wunder überlebt; ich zeuge von ausgestorbenem Leben. Niemand außer meiner Mutter erkannte in mir den herausragenden Geist, alle suchten nach irgendwelchen Beweisen, nach unzuverlässigen äußeren Merkmalen. Als gäbe es keine unsichtbaren Leben. Wäre Wagner etwa weniger Wagner gewesen, wenn er nur für Hasen, Igel, Schildkröten und Käfer komponiert hätte? Oder wenn damals in der Toskana nicht Cimabue vorbeigegangen wäre und den kleinen Giotto nicht gesehen hätte, wie er im Sand zeichnete? Giotto aber hätte selbst dann gezeichnet, wenn er bis ans Ende seines Lebens hätte Schafe hüten müssen. Jahrhundertlang fiel Newtons Apfel an Newton vorbei. Deshalb war er nicht weniger Newtons Apfel.

Ich habe mich als Kind weder vor Impfungen noch vor der Dunkelheit oder tiefem Wasser gefürchtet, auch nicht vor dem Zahnarzt, dem Barbier oder unbekanntem Leuten. Eine unerklärliche Angst rief in mir nur unsere Putzfrau Nerina

hervor, die jeden zweiten Samstag zum Großreinemachen kam. Schon am Vortag fühlte ich mich bedrängt, Mama hatte bereits die gewohnte Lage der Dinge im Raum verändert. Auf der Terrasse lagen Besen, Eimer und Putzlappen bereit. Von der Platte des Esszimmertisches hingen Stühle, mit den lederen Lehnen nach unten. Obwohl meine Schwester und ich am Unterfangen des Großreinemachens nicht teilhatten, sondern den Vormittag im Kino verbrachten, um später, nach dem Essen, zum Spielen in den Hof zu gehen, war dennoch das Bewusstsein, dass in der Wohnung Dinge verrückt wurden, ein Grund für meine Beunruhigung. Und erst am Abend konnte ich mich, noch an der Tür den Geruch von Bohnerwachs einatmend, allmählich entspannen. Die gewaschenen, noch feuchten Vorhänge verbreiteten Frische, alles verströmte Leichtigkeit, alles glänzte, die Möbel, die Kacheln im Bad, die Wanne, die Fenster und die Böden. Wenn ich bemerkte, dass irgendeine Lampe, Vase oder Figur verrückt worden war, setzte ich diesen Gegenstand sorgfältig wieder dorthin, wo er gewöhnlich stand. Die Welt war wieder in Ordnung.

Nerina lebte als Untermieterin bei Mamas Schneiderin Rika. Dort hatte Mama sie kennengelernt. Nerinas Verlobter war nach Italien geflohen. Auch in dieser Wohnung bestand eine Art Ordnung, die Nerina nicht nur respektierte, sondern auch aufrechterhielt. Tante Rika hatte eine Tochter in meinem Alter. Sie hieß Dina. Wenn Mama zur Anprobe ging, nahm sie auch meine Schwester und mich mit. Wir spielten mit Dina. Mama sagte, dass auch der Mann von Tante Rika nach Italien geflohen sei, als Dina noch ein Baby war. Er habe sich nie wieder gemeldet. Ich fragte mich, warum jemand, der geflohen war, sich melden sollte. »Nach Italien fliehen« war eine Art Lösung, ganz gleich ob man wegen schlechter Schulnoten ausriss oder wegen einer Frau, die man nicht liebte.

Nerina weckte meine ersten sexuellen Fantasien. Wenn ich unten im Hof spielte, lauerte ich auf den Augenblick, in dem sie sich am Fenster zeigen würde. Sie trat auf den Blechsims

und wischte, sich mit der linken Hand am Fensterrahmen festhaltend, von außen die Scheiben. Unter dem Kleid aus dünnem Leinen erahnte man ihre Schenkel und einen weißen Fleck Unterwäsche, den ihre Bewegungen zuweilen vergrößerten. Hinter einem Buchsbaum versteckt betrachtete ich sie. Im Sommer sah ich Nerina einmal im Park beim Ruderklub in der Umarmung eines Matrosen. Sie saßen auf einer Bank und küssten sich. Mit der linken Hand, mit der sie sich sonst am Fensterrahmen festhielt, fuhr sie durch das borstige Haar ihres Liebhabers, während die rechte in seine weite weiße Hose glitt.

Ich erinnere mich an das Geräusch, das zerknüllte Zeitungen auf feuchtem Fensterglas erzeugen. Dieses Gewimmer ruft immer noch eine Gänsehaut in mir hervor. Ich hielt mich so lange im entlegensten Winkel des Hofes verborgen, bis das klingende Unwetter vorüber war und die Geister sich beruhigt hatten, die nicht einmal zwischen den Zeitungsspalten ein Versteck fanden. Eine Kakophonie, entstanden aus zerknüllten Geschichten, dem Zerfall des Raumes und den Stimmen der Menschen. Alles, was sich in den Zeitungsspalten aufgeteilt fand, war nun zu einem Knäuel zusammengepresst. Die Einsamen, die ihre Botschaften in Anzeigen wie in Flaschen verschicken, quietschen über das Glas. Sie tun mir nicht leid, ich habe kein Mitleid mit Gestalten, die jener Fülle ausweichen, die nur die Einsamkeit kennt. Und wie sie sich zu verstellen verstehen! Stets sind es irgendwelche Reinheitsfanatiker, sie trinken nicht, sie rauchen nicht, sie wollen keine Abenteuer, nur ernsthafte Beziehungen. Gibt es irgendetwas Leichtfertigeres, als per Flaschenpost eine ernsthafte Beziehung zu suchen? Und dann erst die Frauen. Nie wollen sie Alkoholiker oder Abenteuerer. Kürzlich las ich in einer seriösen amerikanischen Zeitung im Anzeigenteil die Annonce eines hochgewachsenen, blauäugigen jungen Mannes Anfang fünfzig. Glauben Sie mir, Rudi, er log wie gedruckt, wahrschein-